

LESEPROBE



SP

S

ROBERT

BLOCH

PSYCH

Y

E

HE

O

PSYCHO

ROBERT BLOCH

Titel der 1959 bei Simon and Schuster
erschienenen Originalausgabe: *Psycho*

Die Übersetzung folgt der *35th Anniversary Edition* (Gauntlet Publications: Springfield, 1994), die noch unter Mitarbeit des Autors entstand, deren Erscheinen er jedoch nicht mehr erlebte. Die Nachbemerkung entstammt ebenfalls dieser Ausgabe.

© 1959 by Robert Bloch
»Nachbemerkung« © 1994 by Robert Bloch
Mit freundlicher Genehmigung der
Paul & Peter Fritz AG, Zürich
© der Übersetzung 2012 by Hannes Riffel
© Autorenporträt 2012 by molosovsky
© dieser Ausgabe 2012 by Golkonda Verlag
GmbH
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Andy Hahnemann
Korrektur: Hellfrid Niesche
Gestaltung: s.BENeš [www.benswerk.de]
Satz: Hardy Kettlitz
Druck: Schaltungsdienst Lange

GOLKONDA Verlag
Charlottenstraße 36
12683 Berlin-Biesdorf
Kontakt: golkonda@gmx.de
www.golkonda-verlag.de

ISBN: 978-3-942396-28-8

S
Y
C
E
O

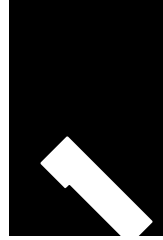
Mit einer
Nachbemerkung
des Autors

Deutsch von
Hannes Riffel



10%
dieses Buches
ist HARRY ALTSHULER gewidmet,
der neunzig Prozent der Arbeit getan hat.





Norman Bates hörte ein Geräusch und erschrak zutiefst. Klopfte da jemand gegen die Fensterscheibe?

Ruckartig hob er den Kopf, bereit aufspringen. Das Buch rutschte ihm aus den Händen in seinen stattlichen Schoß. Dann wurde ihm klar, dass es lediglich der Regen war – der spätnachmittägliche Regen, der gegen das Wohnzimmerfenster prasselte.

Norman hatte nicht bemerkt, dass es angefangen hatte zu regnen oder dass es bereits dämmerte. Im Wohnzimmer war es inzwischen recht düster geworden, und bevor er weiterlas, streckte er den Arm aus und schaltete die Lampe ein.

Es war eine altmodische Tischlampe mit einem verschnörkelten Glasschirm und einem Kristallrand. Mutter hatte sie schon, so weit er zurückdenken konnte, und sie lehnte es strikt ab, sich eine neue anzuschaffen. Ihm war das nur recht: Er lebte seit vierzig Jahren in diesem Haus, sein ganzes Leben lang, und von vertrauten Dingen umgeben zu sein, hatte etwas Wohltuendes, Beruhigendes. Hier war alles ordentlich und am rechten Platz; Veränderungen gab es nur dort draußen. Viele davon waren nicht ungefährlich. Einmal angenommen, er ginge den Nachmittag über spazieren. Auf einer einsamen Nebenstraße oder sogar in den Sümpfen. Und es finge an zu regnen – was dann? Klitschnass und im Dunkeln müsste er nach Hause stolpern. Dabei konnte man sich den Tod holen! Und wer wollte schon im Dunkeln draußen sein? Hier drin im Wohnzimmer, mit einem guten Buch als Gesellschaft, war es viel netter.

Der Lampenschein fiel auf sein rundliches Gesicht, spiegelte sich in seiner randlosen Brille und hob, als er sich

wieder über sein Buch beugte, die rosafarbene Kopfhaut unter dem sich lichtenden sandfarbenen Haar hervor.

Ein wirklich faszinierendes Buch – kein Wunder, dass er nicht bemerkt hatte, wie rasch die Zeit verstrichen war. Norman hatte sich in *Das Reich der Inka* von Victor W. Von Hagen vertieft. Was für eine Fundgrube skurriler Fakten und Informationen! Die Beschreibung des *Cachua* zum Beispiel, des Siegestanzes, bei dem die Krieger einen großen Kreis bildeten und sich wie eine Schlange wanden. Norman las:

Getrommelt wurde auf dem Körper des Feindes: Die Haut wurde ihm abgezogen und über dem Bauch als Schwingungsmembran aufgespannt. Der ausgehöhlte Leichnam übernahm die Rolle des Klangkörpers, wobei die Töne aus dem geöffneten Mund drangen – *bizarrr, aber effektiv.*

Norman lächelte und gönnte sich dann den Luxus eines behaglichen Schauders. Bizarrr, aber effektiv – eine treffliche Beschreibung! Das musste man sich einmal vorstellen! Einen Menschen bei lebendigem Leibe zu häuten, um die Haut als Trommelfell zu benutzen! Wie genau stellten sie das bloß an? Trockneten sie die Haut, um sie haltbar zu machen? Und über was für eine Mentalität mussten diese Leute verfügt haben, um auf eine solche Idee zu verfallen?

Die Vorstellung war nicht unbedingt appetitlich, doch als Norman die Augen halb schloss, konnte er sie fast vor sich sehen: eine Schar nackter Männer in Kriegsbemalung, die unter der barbarisch heißen Sonne in wilder Verzückung tanzten, während ein altes Weib vor dem Kadaver kauerte und auf dem aufgeblähten Körper eines Toten unermüdlich den Rhythmus vorgab. Der verzerrte Mund des Leichnams war mit Knochenklammern weit aufgesperrt worden. Das

Dröhnen der Trommelschläge hallte durch den Bauch, fand seinen Weg die welche Luftröhre hinauf und trat mit ganzer Macht aus der toten Kehle aus.

Für einen Moment konnte Norman es fast hören, und dann fiel ihm ein, dass auch der Regen seinen Rhythmus hat, und Schritte ...

Tatsächlich nahm er die Schritte wahr, ohne sie zu hören; wann immer Mutter das Zimmer betrat, waren seine Sinne besonders geschärft, so vertraut war ihm alles. Er musste nicht einmal den Blick heben, um zu wissen, dass sie da war.

Genau genommen sah er auch gar nicht auf; stattdessen tat er so, als würde er weiterlesen. Mutter hatte in ihrem Zimmer geschlafen, und er wusste, wie griesgrämig sie nach dem Aufwachen sein konnte. Also war es am besten zu schweigen und zu hoffen, dass sie nicht allzu üble Laune hatte.

»Norman, weißt du, wie spät es ist?«

Er seufzte und schloss das Buch. Das würde nicht einfach werden: Allein schon die Frage war eine Provokation. Mutter musste an der Standuhr in der Diele vorübergekommen sein. Sie hätte selbst nachschauen können, wie viel Uhr es war.

Trotzdem, es war sinnlos, sich deswegen zu streiten. Norman warf einen Blick auf seine Armbanduhr und lächelte. »Kurz nach fünf«, sagte er. »Mir war gar nicht bewusst, dass es schon so spät ist. Ich habe gelesen ...«

»Meinst du, ich hab keine Augen? Ich kann doch sehen, was du getan hast.« Jetzt stand sie drüben am Fenster und starrte in den Regen hinaus. »Und ich kann auch sehen, was du nicht getan hast. Warum hast du das Schild nicht angeschaltet, als es dunkel wurde? Und warum bist du nicht unten im Büro, wo du hingehörst?«

»Na ja, es hat angefangen, stark zu regnen. Bei diesem Wetter ist eh niemand unterwegs.«

»Unsinn! Genau dann musst du mit Gästen rechnen. Vielen Leuten ist es unangenehm, im Regen Auto zu fahren.«

»Aber hier kommt doch sowieso keiner vorbei. Alle nehmen den neuen Highway.« Norman entging nicht die Verbitterung, die sich in seine Stimme schlich und ihm den Hals hinaufkroch, bis er sie fast schmecken konnte. Er gab sich alle Mühe, sie hinunterzuschlucken, aber dafür war es bereits zu spät; er musste sie ausspeien. »Ich hab dir doch damals schon gesagt, was uns bevorsteht, wenn sie den Highway verlegen. Als nur eine Handvoll Leute davon wussten – unter anderem wir, Mutter –, hättest du das Motel verkaufen können. Für einen Apfel und ein Ei hätten wir am neuen Highway ein Stück Land bekommen können, und näher an Fairvale wäre das auch gewesen. Wir hätten ein neues Motel, ein neues Haus und würden Geld verdienen. Aber du wolltest ja nicht auf mich hören. Nie hörst du auf mich. Immer geht alles nur nach deiner Nase. Du widerst mich an!«

»Tatsächlich, mein Junge?« Mutters Stimme war trügerisch sanft, aber Norman ließ sich dadurch nicht täuschen. Nicht wenn sie »mein Junge« zu ihm sagte. Vierzig Jahre war er jetzt alt, und sie sagte noch immer »mein Junge« zu ihm; und so behandelte sie ihn auch, was alles noch schlimmer machte. Wenn er nur seine Ohren verschließen könnte! Aber er musste ihr zuhören, und das wusste er auch, er musste ihr immer und immer wieder zuhören.

»Tatsächlich, mein Junge?«, wiederholte sie, noch leiser dieses Mal. »Ich widere dich an? Da irrst du dich aber. Nicht ich widere dich an – du widerst dich selbst an. Deshalb hockst du auch immer noch hier rum, mitten im Nichts an dieser Nebenstraße. Habe ich nicht recht, Norman? Du hast

einfach keinen Mumm. Hast nie welchen gehabt. Jedenfalls nicht genug, um dein Elternhaus zu verlassen. Oder um dir irgendwo eine Anstellung zu suchen. Oder um zur Armee zu gehen oder dir ein Mädchen anzulachen ...«

»Das hättest du mir doch gar nicht erlaubt!«

»Da hast du recht, Norman, ich hätte es dir nicht erlaubt. Aber wenn du nur ein halber Kerl wärst, hättest du es trotzdem getan.«

Er wollte sie anschreien, ihr erklären, dass sie im Irrtum war, aber er konnte es nicht. Denn das, was sie ihm sagte, war genau das, was er sich seit Jahren wieder und wieder selbst gesagt hatte. Sie hatte recht. Sie hatte ihm immer Vorschriften gemacht, aber natürlich hätte er ihr nicht immer gehorchen müssen. Mütter sind manchmal allzu besitzergreifend, aber nicht alle Kinder lassen sich das gefallen. Nicht alle Witwen unterhielten mit ihren einzigen Kindern eine so komplizierte Beziehung. Es war genauso gut seine Schuld. Denn er hatte keinen Mumm.

»Du hättest darauf bestehen können, weißt du«, fuhr sie fort. »Du hättest uns ein neues Grundstück suchen und das hier zum Verkauf anbieten können. Aber nein, du hast nur herumgejammert. Und ich weiß auch, warum. Du hast mich nie getäuscht, nicht eine Sekunde. Du wolltest überhaupt nicht umziehen. Du wolltest nicht von hier weg, und du willst es auch jetzt noch nicht. Du bist dazu gar nicht in der Lage, hab ich nicht recht? Genauso wenig, wie du erwachsen werden kannst.«

Er konnte sie nicht anschauen. Nicht, wenn sie solche Sachen zu ihm sagte. Aber er wusste auch nicht, wo er sonst hinschauen sollte. Die mit Perlen verzierte Lampe, die schweren, alten, mit Nippes überladenen Möbel, all die vertrauten Gegenstände hier im Zimmer waren ihm plötzlich zuwider, eben weil sie ihm so vertraut waren; wie die

Einrichtung einer Gefängniszelle. Er starrte zum Fenster hinaus – doch dort draußen waren nur der Wind und der Regen und die Finsternis. Er wusste, dass es für ihn kein Entkommen gab. Nirgendwo gab es ein Entkommen vor der Stimme, die ihm in den Ohren dröhnte wie die Trommel des Inkaleichnams in dem Buch; die Trommel der Toten.

Er hielt das Buch fest umklammert und versuchte sich auf die Seiten zu konzentrieren. Vielleicht, wenn er ihr keine Beachtung schenkte und so tat, als sei er völlig gefasst ...

Aber es wollte ihm nicht gelingen.

»Schau dich doch an!«, rief sie (*domm – domm – domm – die Trommel dröhnte, der entstellte Mund schrie unentwegt*).

»Ich weiß, warum du dir nicht die Mühe machst, das Schild anzuschalten. Du bist heute nicht mal nach unten gegangen, um das Büro aufzuschließen. Du hast es gar nicht vergessen. Du willst überhaupt nicht, dass jemand kommt, du hoffst, dass sie fortbleiben.«

»Schon gut!«, murmelte er. »Ich geb's ja zu. Ich verabscheue das Motel. Ich habe es schon immer gehasst.«

»Da steckt mehr dahinter, mein Junge.« (*Da war es wieder, hallte aus dem Rachen des Todes heraus – domm, domm, domm.*) »Du verabscheust Menschen. Weil du Angst vor ihnen hast, hab ich nicht recht? Schon immer, seit du ein kleiner Knirps warst. Du verkriechst dich lieber und liest. So war das vor dreißig Jahren, und heute ist es nicht anders. Du versteckst dich hinter deinen Büchern.«

»Es gibt Schlimmeres. Du selbst hast mir das immer gesagt. Wenigstens bin ich nie losgezogen und in irgendwelche Schwierigkeiten geraten. Ist es da nicht besser, zu lesen und sich fortzubilden?«

»Fortbilden? Hah!« Er spürte, dass sie hinter ihm stand und auf ihn herabstarrte. »Das nennst du Fortbilden? Mir machst du nichts vor, mein Junge, keine Sekunde. Das

konntest du nie. Wenn du wenigstens die Bibel lesen würdest oder etwas Vernünftiges. Aber ich weiß nur zu gut, was für Sachen du liest. Schund. Und Schlimmeres.«

»Zufälligerweise handelt es sich hier um eine Geschichte der Inka-Zivilisation ...«

»Aber natürlich! Wahrscheinlich randvoll mit irgendwelchen Scheußlichkeiten über diese schmutzigen Wilden, wie schon dieses Buch über die Südsee, das du mal hattest. Du hast wohl gedacht, davon wüsste ich nichts? Hast es oben in deinem Zimmer versteckt, wie den ganzen Schmutz, den du immer liest ...«

»Psychologie ist nicht schmutzig, Mutter!«

»*Psychologie* nennt er das! Erzählt seiner Mutter wer weiß was für Sauereien und will ein Psychologe sein! Allein die Vorstellung, dass ein Sohn zu seiner eigenen Mutter geht und so was sagt!«

»Aber ich hab doch nur versucht, dir den Ödipuskomplex zu erklären. Ich dachte, wenn wir uns beide mit dem Problem auseinandersetzen und versuchen, es zu verstehen, dann ändert sich vielleicht alles zum Besseren.«

»Ändern, mein Junge? Nichts wird sich je ändern. Du kannst so viele Bücher lesen, wie du willst, und bleibst trotzdem, wer du bist. Ich muss mir das obszöne Geschwätz nicht anhören, um zu wissen, was mit dir los ist. Das begreift sogar ein achtjähriges Kind! Deine Spielkameraden haben es damals schon begriffen. ›Muttersöhnchen‹ haben sie dich genannt, und das warst du auch. Und wirst es immer sein. Ein zu groß geratenes, fettes Muttersöhnchen!«

Der Trommelschlag ihrer Worte betäubte ihn, der Trommelschlag in seiner eigenen Brust. Er drohte an der Gemeinheit in seinem Mund zu ersticken. Gleich würde er in Tränen ausbrechen. Norman schüttelte den Kopf. Dass sie immer noch in der Lage war, ihn so weit zu bringen, nach all der

Zeit! Aber es würde kein Ende nehmen, sie würde niemals damit aufhören, es sei denn ...

»Es sei denn was?«

Gütiger Himmel, konnte sie jetzt schon seine Gedanken lesen?

»Ich weiß, was du denkst, Norman. Ich weiß alles über dich, mein Junge. Mehr, als du dir auch nur annähernd vorstellen kannst. Ich kenne sogar deine Träume. Du denkst, du würdest mich am liebsten töten, habe ich nicht recht, Norman? Aber das kannst du nicht. Weil dir der Mumm fehlt. Weil ich schon immer die Stärkere von uns beiden war. Deshalb wirst du dich auch nie von mir befreien können, selbst wenn du es wirklich wolltest. Aber eigentlich willst du es ja auch gar nicht. Du brauchst mich nämlich, mein Junge. Habe ich nicht recht?«

Norman stand auf, ganz langsam. Er durfte ihr jetzt nicht gegenübertreten, noch nicht, sonst würde er die Beherrschung verlieren. Erst musste er sich wieder ein wenig beruhigen. Ganz ruhig, ganz ruhig. Denk nicht über das nach, was sie sagt. Du musst den Tatsachen ins Auge blicken. *Sie ist eine alte Frau und nicht ganz richtig im Kopf. Wenn du ihr weiterhin zuhörst, wird dich das auch noch in den Wahnsinn treiben. Sag ihr, dass sie in ihr Zimmer gehen und sich ins Bett legen soll. Dort gehört sie schließlich hin.*

Und sie soll sich besser beeilen, denn wenn nicht, erdrosselst du sie dieses Mal mit ihrer eigenen Halskette ...

Mit einer Erwiderung auf den Lippen wollte er sich gerade umdrehen, als der Summer ertönte. Jemand war am Motel vorgefahren und wollte ein Zimmer.

Ohne zurückzublicken, ging Norman in die Diele, nahm den Regenmantel vom Bügel und eilte in die Nacht hinaus.

Es hatte schon eine ganze Weile ununterbrochen geregnet, bevor Mary es bemerkte und die Scheibenwischer einschaltete. Zur gleichen Zeit knipste sie auch die Scheinwerfer an; es war recht plötzlich dunkel geworden, und die Straße vor ihr war nur noch ein verschwommener Fleck zwischen den Bäumen.

Bäume? Sie konnte sich nicht erinnern, dass es hier, als sie diese Strecke das letzte Mal gefahren war, Bäume gegeben hätte. Allerdings war das im vergangenen Sommer gewesen, und sie war am helllichten Tag in Fairvale eingetroffen, munter und erfrischt. Jetzt war sie, nachdem sie achtzehn Stunden lang ununterbrochen am Steuer gesessen hatte, todmüde. Aber an diese Bäume konnte sie sich trotzdem nicht erinnern.

Erinnern – das war das Schlüsselwort. Jetzt fiel ihr alles wieder ein, wenn auch undeutlich, wie sie vor einer halben Stunde gezögert hatte, als sich die Straße gabelte. Das war es: Sie hatte die falsche Abzweigung genommen. Und jetzt war sie hier, Gott weiß wo, und es regnete in Strömen und war stockdunkel ...

Reiß dich zusammen. Du kannst es dir nicht leisten, in Panik zu geraten. Das Schlimmste ist vorbei.

Ganz sicher: Das Schlimmste war vorbei. Das Schlimmste hatte sie gestern Nachmittag hinter sich gebracht, als sie das Geld gestohlen hatte.

Sie hatte im Büro von Mr Lowery gestanden, als der alte Tom Cassidy das große, grüne Bündel Scheine hervorholt und fächerförmig auf dem Schreibtisch ausgebreitet hatte. Sechsenddreißig Banknoten mit dem Bild des fet-

ten Mannes, der wie ein Lebensmittelgroßhändler aussah, und acht weitere mit dem Gesicht des Leichenbestatters. Grover Cleveland und William McKinley. Sechsenddreißig Tausender plus acht Fünfhunderter machten zusammen vierzigtausend Dollar.

Tommy Cassidy hatte sie einfach so hingeblättert und erklärt, damit sei der Handel abgeschlossen. Er würde seiner Tochter ein Haus zur Hochzeit schenken.

Mr Lowery tat so, als wäre das auch für ihn völlig alltäglich, während er die Papiere fertig machte. Aber nachdem der alte Tommy Cassidy gegangen war, wurde er doch ein wenig aufgeregt.

Er raffte die Scheine zusammen, stopfte sie in einen braunen Umschlag und verschloss ihn. »Hier«, sagte er und reichte ihr das Geld. »Bringen Sie das auf die Bank. Es ist gleich vier Uhr, aber Gilbert lässt Sie bestimmt noch eine Einzahlung vornehmen.« Er hielt einen Moment inne und starrte sie an. »Was ist los, Miss Crane – geht es Ihnen nicht gut?«

Vielleicht hatte er bemerkt, wie sehr *ihr* die Hände zitterten, seit sie den Umschlag an sich genommen hatte. Aber das spielte keine Rolle. Sie wusste, was sie sagen würde, auch wenn es sie selbst überraschte, als sie die Worte tatsächlich aussprach.

»Mr Lowery, ich glaube, ich bekomme wieder einen meiner Migräneanfälle. Eigentlich wollte ich Sie sowieso fragen, ob ich mir nicht den Rest des Nachmittags freinehmen darf. Mit der Post sind wir durch, und die Formulare für diesen Abschluss können wir erst am Montag ausfüllen.«

Mr Lowery schenkte ihr ein Lächeln. Er war guter Laune – und warum auch nicht? Fünf Prozent von vierzigtausend Dollar waren zweitausend Dollar. Er konnte es sich leisten, großzügig zu sein.

»Natürlich, Miss Crane. Zahlen Sie noch das Geld ein, und dann können Sie nach Hause gehen. Soll ich Sie fahren?«

»Nein, schon in Ordnung. Ich komme zurecht. Mit etwas Ruhe ...«

»Das ist genau das Richtige. Dann sehen wir uns am Montag. Nur keine Hektik.«

Von wegen ›Nur keine Hektik‹. Lowery brachte sich für jeden zusätzlichen Dollar halb um, und für weitere fünfzig Cent würde er jeden seiner Angestellten über die Klinge springen lassen.

Aber Mary Crane lächelte ihn freundlich an, drehte sich um und ging hinaus. Sie würde für immer aus seinem Büro und seinem Leben verschwinden. Und die vierzigtausend Dollar würde sie mitnehmen.

Eine solche Gelegenheit bot sich einem nicht jeden Tag. Und manchen Menschen bot sie sich nie. Mary Crane hatte über siebenundzwanzig Jahre auf ihre Chance gewartet.

Ihre Träume vom College hatten sich mit siebzehn verflüchtigt, als ihr Vater bei einem Autounfall ums Leben gekommen war. Stattdessen war Mary ein Jahr auf die Wirtschaftsschule gegangen und hatte dann gearbeitet, um ihre Mutter und ihre kleine Schwester Lila zu unterstützen.

Ihre Hochzeitsträume hatten sich mit zweiundzwanzig Jahren in Luft aufgelöst, als Dale Belter einberufen worden war. Schließlich wurde er auf Hawaii stationiert, und es dauerte nicht lange, bis er ihr in seinen Briefen von einem anderen Mädchen schrieb. Bald hörte er ganz auf zu schreiben. Als die Heiratsanzeige eintraf, war er ihr bereits gleichgültig gewesen.

Außerdem war ihre Mutter zu diesem Zeitpunkt bereits ziemlich krank gewesen. Sie brauchte drei Jahre, um zu sterben, während Lila in einer anderen Stadt aufs College ging. Mary hatte darauf bestanden, unter allen Umstän-

den, aber das bedeutete, dass sie die ganze Last schultern musste. Tagsüber arbeitete sie in Lowerys Maklerbüro, die halbe Nacht wachte sie bei ihrer Mutter, und so blieb nicht viel Zeit für irgendetwas anderes.

Nicht einmal genug Zeit, um zu bemerken, wie die Zeit verstrich! Als ihre Mutter schließlich an einem letzten Schlaganfall starb, musste sie sich um die Beerdigung kümmern. Und um Lila, die von der Schule nach Hause kam und eine Anstellung suchte. Und als sie irgendwann in den großen Spiegel schaute, sah sie sich unvermittelt einer Mary Crane gegenüber, deren Gesichtszüge abgehärmt und ausgezehrt waren. Sie hatte etwas nach dem Spiegelbild geworfen, und der Spiegel war in tausend Stücke zerborsten, und da wurde ihr bewusst, dass auch sie kurz davor stand zu zerbrechen. In tausend Stücke.

Lila war großartig gewesen, und Mr Lowery hatte sich um das Haus gekümmert. Nachdem alles geregelt war, blieben ihnen noch ungefähr zweitausend Dollar in bar. Lila bekam einen Job in einem Schallplattenladen in der Stadt, und sie zogen gemeinsam in eine kleine Wohnung.

»Und jetzt fährst du erst einmal in Urlaub«, hatte Lila ihr erklärt, »und zwar mit allem Drum und Dran. Nein, keinen Widerspruch! Du sorgst seit acht Jahren für die Familie, und es ist an der Zeit, dass du dich einmal ausruhst. Ich möchte, dass du eine Reise unternimmst. Eine Kreuzfahrt vielleicht.«

Also hatte Mary eine Kabine auf der S.S. *Caledonia* gebucht, und nach einer Woche in karibischen Gewässern hatte das abgehärmte, ausgezehrt Gesicht aus ihrem Spiegel wieder etwas Farbe angenommen. Sie sah wieder wie ein junges Mädchen aus (jedenfalls keinen Tag älter als zweiundzwanzig, wie sie sich einredete), und was noch wichtiger war, wie ein junges Mädchen, das sich frisch verliebt hatte.

Es war keine wilde, leidenschaftliche Verliebtheit wie bei Dale. Und auch keine Mondschein-Romanze, wie es sich für eine Kreuzfahrt gehörte.

Sam Loomis war gute zehn Jahre älter, als Dale Belter damals gewesen war, und er war eher ein ruhiger Typ. Sie glaubte, endlich ihre Chance gefunden zu haben – bis er ihr ein paar Dinge unmissverständlich klarmachte.

»Eigentlich reise ich unter Vorspiegelung falscher Tatsachen, weißt du«, erklärte er ihr. »Da gibt es diese Eisenwarenhandlung ...«

Und dann hatte er ihr seine Lebensgeschichte erzählt.

Sam stammte aus einer kleinen Stadt namens Fairvale im Norden. Dort hatte er in der Eisenwarenhandlung seines Vaters gearbeitet, wobei er immer davon ausgegangen war, dass er das Geschäft erben würde. Vor einem Jahr war sein Vater gestorben, und der Steuerberater hatte ihm die Hiobsbotschaft überbracht.

Sam erbte das Geschäft, das ja, aber auch rund zwanzigtausend Dollar Schulden. Das Gebäude war mit einer Hypothek belastet, der Lagerbestand war mit einer Hypothek belastet, selbst die Versicherung war mit einer Hypothek belastet. Sams Vater hatte ihm nie erzählt, dass er regelmäßig ein Großteil seines Geldes auf der Pferderennbahn gelassen hatte. Blieben nur zwei Möglichkeiten: Insolvenz anmelden oder die Schulden abarbeiten.

Sam Loomis entschied sich für den zweiten Weg. »Das ist ein solides Geschäft«, erklärte er. »Reich wird man damit nicht, aber wenn man es ordentlich führt, lassen sich damit acht- bis zehntausend Dollar im Jahr verdienen. Und wenn es mir noch gelingt, ein breiteres Angebot von Landmaschinen anzubieten, vielleicht sogar mehr. Über viertausend habe ich bereits abbezahlt. Keine zwei Jahre, und ich bin schuldenfrei.«

»Aber das verstehe ich nicht – wenn du Schulden hast, wie kannst du dir dann eine solche Reise leisten?«

Sam grinste sie an. »Die habe ich bei einem Wettbewerb gewonnen, der von einem der Landmaschinenhersteller gesponsert wurde. Die Reise war mir schnurz, ich wollte ja nur meine Gläubiger auszahlen. Und da schreiben die mir plötzlich, dass ich in meiner Region den ersten Platz belegt habe. Erst hab ich versucht, eine Barabfindung auszuhandeln, aber darauf haben sie sich nicht eingelassen. Die Reise oder gar nichts, haben sie gesagt. Nun ja, es ist ein ruhiger Monat, und ich habe einen ehrlichen Angestellten. Also dachte ich mir, da kann ich genauso gut mal kostenlos Urlaub machen. Und hier bin ich nun. Und du auch.« Er grinste und seufzte dann. »Ich wünschte, das wäre unsere Hochzeitsreise.«

»Sam, warum denn nicht? Ich meine ...«

Aber er seufzte erneut und schüttelte den Kopf. »Wir müssen warten. Es kann noch zwei oder drei Jahre dauern, bis alles abbezahlt ist.«

»Ich möchte nicht warten! Das Geld ist mir egal. Ich kann meine Anstellung kündigen und in deinem Laden arbeiten ...«

»Und auch dort schlafen, wie ich?« Er brachte ein weiteres Lächeln zustande, aber es wirkte nicht fröhlicher als das Seufzen. »Ganz recht. Ich hab mich im Hinterzimmer eingerichtet. Die meiste Zeit lebe ich von gebackenen Bohnen. Die Leute erzählen sich, dass ich geiziger bin als unser Bankdirektor.«

»Aber warum?«, fragte Mary. »Wenn du anständig lebst, dauert es vielleicht nur ein Jahr länger, um alles abzuzahlen. Und währenddessen ...«

»Währenddessen muss ich in Fairvale leben. Das ist ein netter Ort, aber auch klein. Jeder kennt jeden. Solange ich

mich anstrengt, respektieren mich die Leute. Sie kaufen bei mir ein, wann immer es geht. Sie wissen alle, was los ist, und sie wissen es zu schätzen, dass ich mein Bestes gebe. Pa hatte einen guten Ruf, trotz allem. Den möchte ich behalten. Für mich. Fürs Geschäft. Und für uns, für unsere Zukunft. Verstehst du das nicht?«

»Die Zukunft.« Mary seufzte. »Zwei oder drei Jahre hast du gesagt.«

»Es tut mir leid. Aber wenn wir heiraten, möchte ich, dass wir ein echtes Zuhause haben und uns ein paar Sachen leisten können. Wir werden einen Kredit aufnehmen müssen. Im Moment halte ich die Lieferanten so lange wie möglich hin. Und sie lassen sich darauf ein, weil sie wissen, dass ich mit allem, was ich verdiene, meine Schulden bei ihnen abbezahle. Das ist nicht leicht, und es ist auch nicht angenehm. Aber ich weiß, was ich will, und mit weniger werde ich mich nicht zufriedengeben. Hab ein wenig Geduld, Liebling.«

Also geduldete sie sich. Aber erst, nachdem sie sich – mit Wort und Tat – alle Mühe gegeben hatte, ihn umzustimmen.

Das war der Stand der Dinge, als die Kreuzfahrt zu Ende ging. Und so blieb es auch für über ein Jahr. Vergangenen Sommer hatte Mary ihn besucht; sie hatte den Ort begutachtet, den Laden und die Zahlen im Kontobuch, die belegten, dass Sam weitere fünftausend Dollar abbezahlt hatte. »Nur noch elftausend«, hatte er ihr stolz erklärt. »Noch zwei Jahre, vielleicht sogar weniger.«

Zwei Jahre. In zwei Jahren würde sie neunundzwanzig sein. Sie konnte es sich nicht leisten, einen Rückzieher zu machen. Einen Mann wie Sam Loomis würde sie so schnell nicht wiederfinden. Also lächelte sie und nickte und fuhr nach Hause zurück.

Sie ging weiter ihrer Arbeit in Lowerys Maklerbüro nach und schaute zu, wie ihr Chef bei jedem Verkauf fünf Pro-

zent einstrich. Sie schaute zu, wie er unsichere Hypotheken aufkaufte und zwangsvollstrecken ließ, wie er verzweifelten Hausbesitzern halsabschneiderische Angebote machte, um beim Wiederverkauf einen fetten Gewinne einzufahren. Die Leute kauften und verkauften unablässig. Lowery spielte lediglich den Mittelsmann und berechnete beiden Parteien allein dafür eine Provision, dass er sie zusammengebracht hatte. Er leistete nichts, was seine Existenz gerechtfertigt hätte. Und trotzdem war er reich. Er würde keine zwei Jahre benötigen, um Schulden in Höhe von elftausend Dollar abzuarbeiten. Manchmal verdiente er in zwei Monaten so viel.

Mary hasste ihn, und sie hasste viele der Käufer und Verkäufer, mit denen er Geschäfte machte, weil sie ebenfalls reich waren. Dieser Tommy Cassidy gehörte zu den Schlimmsten – ein Unternehmer, der stinkreich war, seit auf seinen Grundstücken Öl gefördert wurde. Eigentlich musste er keinen Finger mehr krumm machen, aber er tätigte nebenbei immer wieder Immobiliengeschäfte, witterte den Geruch von Not und Angst, bot niedrig und verkaufte hoch. Für seinen Profit ging er über Leichen.

Er dachte sich nichts dabei, als er vierzigtausend Dollar in bar hinblätterte, um seiner Tochter als Hochzeitsgeschenk ein Haus zu kaufen.

Ebenso wenig wie er sich etwas dabei gedacht hatte, als er eines Nachmittags einen Hundertdollarschein auf Mary Cranes Schreibtisch gelegt und ihr vorgeschlagen hatte, mit ihm übers Wochenende einen »kleinen Ausflug« nach Dallas zu unternehmen.

Es war so unvermittelt geschehen, und er hatte so beiläufig und ausdruckslos gegrinst, dass ihr nicht einmal die Zeit geblieben war, wütend zu werden. Dann war Mr Lowery hereingekommen, und die Sache war erledigt gewesen. Sie

hatte Cassidy nie die Meinung gesagt, weder in der Öffentlichkeit noch unter vier Augen, und er hatte sein Angebot nie wiederholt. Aber sie hatte es nicht vergessen. Das widerliche Lächeln auf seinem fetten alten Gesicht konnte sie nicht vergessen.

Und sie vergaß auch nie, dass die Welt Leuten wie Tommy Cassidy gehörte. Ihnen gehörte alles. Sie setzten die Preise fest und konnten sich alles leisten. Ob vierzigtausend Dollar für ein Hochzeitsgeschenk oder einhundert achtlos auf einen Schreibtisch geworfene Dollar für Mary Cranes Körper.

Also habe ich die vierzigtausend Dollar genommen ...

So hieß es in dem alten Witz, aber es war kein Witz gewesen. Sie hatte das Geld wirklich genommen, und unterbewusst musste sie schon sehr, sehr lange von einer solchen Gelegenheit geträumt haben, denn alles fügte sich plötzlich nahtlos aneinander wie Teile eines sorgfältig ausgeheckten Plans.

Es war Freitagnachmittag; morgen hatten die Banken geschlossen, also würde Lowery nicht vor Montag Verdacht schöpfen.

Und Lila war heute früh nach Dallas gefahren – sie kümmerte sich inzwischen um den kompletten Einkauf des Schallplattengeschäfts. Auch sie würde erst am Montag wieder zurück sein.

Mary fuhr direkt nach Hause und packte; nicht alles, nur ihre besten Kleider. Einen Koffer und ihre kleine Reisetasche. Sie und Lila bewahrten dreihundertundsechzig Dollar in einem Cremetiegel auf, aber die rührte sie nicht an. Lila würde sie brauchen, um die Wohnung alleine zu halten. Mary hätte ihrer Schwester gerne eine Notiz hinterlassen, aber das traute sie sich nicht. Lila standen schwere Tage bevor, doch daran ließ sich nichts ändern. Vielleicht konnte sie ihr später etwas Geld zukommen lassen.

Mary verließ die Wohnung gegen sieben Uhr; eine Stunde später hielt sie am Rand eines Vororts und aß zu Abend. Dann fuhr sie unter einem GEBRAUCHTWAGEN-Schild hindurch und tauschte ihre Limousine gegen ein Coupé ein. Bei der Transaktion musste sie drauflegen; und noch einmal, als sie dieselbe Nummer am nächsten Morgen in einer Stadt vierhundert Meilen weiter nördlich wiederholte. Als sie ihren Wagen um die Mittagszeit ein weiteres Mal eingetauscht hatte, blieben ihr noch dreißig Dollar in bar und eine ramponierte alte Karre mit einem eingedellten Kotflügel vorne links, aber sie war nicht unzufrieden. Das Wichtigste war, mehrmals hintereinander den Wagen zu wechseln, um ihre Spuren zu verwischen. Bis nach Fairvale würde sie mit der Schrottmühle schon kommen. Von dort aus würde sie noch hundert Kilometer weiter nach Norden fahren, vielleicht sogar bis Springfield, um den zweiten Wagen unter ihrem richtigen Namen verkaufen. Sie würden ihn niemals mit einer Mrs Sam Loomis in Verbindung bringen, die in einem Ort einhundert Meilen entfernt lebte.

Denn sie hatte die feste Absicht, Mrs Loomis zu werden, und zwar schnell. Sie würde Sam erzählen, dass sie geerbt hatte. Nicht vierzigtausend Dollar – das wäre zu viel und würde sie in Erklärungsnot bringen –, aber vielleicht fünfzehntausend. Und sie würde ihm erzählen, dass Lila denselben Betrag erhalten und ihre Anstellung gekündigt hatte, um nach Europa zu reisen. Das würde erklären, weshalb es sinnlos war, sie zur Hochzeit einzuladen.

Sam würde sich vielleicht dagegen sträuben, das Geld anzunehmen, und er würde bestimmt eine Menge unangenehmer Fragen stellen, aber sie würde ihn schon überzeugen. Das musste sie einfach. Und dann würden sie heiraten; das war das Wichtigste. Von diesem Moment an wäre Mrs Sam Loomis, Ehefrau des Inhabers der Eisenwarenhandlung

in einem Ort, der achthundert Meilen von Lowerys Maklerbüro entfernt war.

Mit Ausnahme von Lila wusste dort niemand etwas von Sam. Natürlich würde die Polizei bei ihr auftauchen. Aber Lila würde nichts sagen – jedenfalls nicht, bevor sie mit Mary Kontakt aufgenommen hatte.

Dann allerdings würde Mary ihr alles erklären müssen, damit sie gegenüber Sam und den Behörden Stillschweigen bewahrte. Allzu schwer sollte das nicht sein – so viel war ihr Lila schuldig, schließlich hatte sie jahrelang hart gearbeitet, damit sie aufs College gehen konnte. Vielleicht würde sie ihr sogar etwas von den verbliebenen fünfundzwanzigtausend Dollar abgeben. Möglicherweise würde sie das Geld nicht annehmen. Aber dafür würde sich schon eine Lösung finden; so weit im Voraus hatte Mary nicht geplant.

Eins nach dem anderen. Der nächste Schritt bestand darin, Fairvale zu finden. Auf der Straßenkarte maß die Entfernung nur fünf Zentimeter. Eine unbedeutende, fünf Zentimeter lange rote Linie von einem Punkt zum nächsten. Aber sie hatte achtzehn Stunden gebraucht, um bis hierher zu gelangen; achtzehn Stunden lang war sie durchgeschüttelt worden, achtzehn Stunden lang hatte sie in grelles Scheinwerferlicht und hellen Sonnenschein hinausgestart; achtzehn Stunden lang hatte sie gekrümmt dagesessen und gegen Straße und Lenkrad und die eigene Erschöpfung angekämpft.

Und jetzt hatte sie die richtige Abzweigung verpasst. Mitten in der Nacht und bei strömendem Regen hatte sie sich verfahren und war auf einer abgelegenen Straße gelandet.

Mary schaute in den Rückspiegel und erhaschte einen Blick auf ihr verschwommenes Gesicht. Das dunkle Haar und die ebenmäßigen Züge waren ihr vertraut, aber das Lächeln war verschwunden, und ihre vollen Lippen waren zu einem

dünnen Strich zusammengepresst. Wo hatte sie dieses abgehärmte, ausgezehrte Gesicht schon einmal gesehen?

Im Spiegel, nach Mamas Tod, als du in Stücke gegangen bist ...

Und dabei hatte sie die ganze Zeit über geglaubt, sie sei völlig ruhig und gelassen. Sie hatte weder Angst noch den Anflug eines schlechten Gewissens verspürt. Aber der Spiegel log nicht. Die Wahrheit war, dass sie anhalten musste. *So kannst du nicht bei Sam auftauchen und ihm in die Arme stolpern, mitten in der Nacht – dein Gesicht und deine Kleider würden dich sofort verraten. Klar, du wirst ihm erzählen, dass du ihn mit der guten Nachricht überraschen wolltest, aber du musst auch glücklich aussehen.*

Sie würde irgendwo übernachten und sich ordentlich ausruhen müssen, damit sie morgen munter und erfrischt in Fairvale eintreffen könnte.

Wenn sie jetzt kehrtmachte und zu der Straßengabelung zurückfuhr, wo sie falsch abgebogen war, würde sie wieder auf den Highway gelangen. Dort könnte sie sich ein Motel suchen.

Mary nickte und widerstand der Versuchung, die Augen zu schließen. Sie streckte sich und suchte durch Finsternis und Regen den Straßenrand nach einer Möglichkeit zu wenden ab.

In dem Moment sah sie das Schild, direkt neben einer Auffahrt, die zu einem kleinen Gebäude führte.

MOTEL – ZIMMER FREI. Das Schild war nicht beleuchtet, aber vielleicht hatten sie bloß vergessen, es anzuschalten, schließlich hatte Mary auch vergessen, die Scheinwerfer anzuschalten, als die Nacht so plötzlich über sie hereingebrochen war.

Sie bog ab, wobei ihr nicht entging, dass das ganze Motel dunkel war, einschließlich des abgeteilten Raumes mit der

Glasfront, das bestimmt als Büro diente. Vielleicht war es geschlossen. Sie bremste ab und spähte hinein, und dann spürte sie, wie der Wagen über eines dieser elektrischen Signalkabel rollte. Jetzt konnte sie auch das Haus weiter oben am Hang sehen, hinter dem Motel; die Fenster vorne raus waren erleuchtet – wahrscheinlich befand sich der Inhaber dort oben und würde gleich herunterkommen.

Sie schaltete den Motor aus und wartete. Lauschte dem dumpfen Prasseln des Regens und dem Seufzen des Windes. Das Geräusch erinnerte sie an die Beerdigung ihrer Mutter. Am Tag, als ihr Sarg in das kleine, finstere Loch hinabgelassen worden war, hatte es ebenfalls geregnet. Und auch die Finsternis schien sie nun eingeholt zu haben. Sie war allein im Dunkeln. Das Geld würde ihr nicht helfen, Sam würde ihr nicht helfen, denn sie hatte eine falsche Abzweigung genommen und war auf einer seltsam fremden Straße unterwegs.

Sie grübelte noch immer über ihre Lage nach, als ein großer, dunkler Schatten aus den anderen Schatten heraustrat und ihre Wagentür öffnete.